



GOTTFRIED ZURBRÜGG

SCHWARZ  
WALD  
DAVOS

ROMAN  
LINDEMANN'S  
BIBLIOTHEK

  
1926

Ⓛ

# Gottfried Zurbrügg Schwarzwalddavos Roman

*Gottfried Zurbrügg*, geb. 1945 in Bielefeld. Studium der Chemie, Biologie, Pädagogik. Bis 2002 Realschullehrer und Lehrerfortbildner. Arbeitet als freier Schriftsteller und Prädikant. Bisher erschienen „In einem fernen Land“ (1998, Spiess-Verlag, Berlin), „Gottes Ohren hören anders“ (2002, Brunnenverlag Gießen), „Wellenreiter“ (2003, 2011 Drey-Verlag, Gutach i. K.), „Eine Uhr für die Ewigkeit: Carl-Julius Späth, Uhrmacher und Genie“ (2006, Casimir Katz Verlag, Gernsbach), „Der nackte Mann von Pforzheim“ (2006, Info Verlag, Karlsruhe), „Westwärts, Wellenreiter“ (2009, Lindemanns Bibliothek, Karlsruhe), „Von Erde bist du genommen“ (2011, Lindemanns Bibliothek, Karlsruhe), „Gottes Ohren hören anders“ (2011, Fromm-Verlag, Saarbrücken), „Die Zehn“ (2012, Engelsdorfer Verlag, Leipzig), „Von Herzen – Predigten aus dem Alltag“ (2013, Engelsdorfer Verlag, Leipzig) und „Nest der Störche – Geschichten zwischen Elbe und Oder“ (2013, Engelsdorfer Verlag, Leipzig).

Lindemanns  Bibliothek

## Vorwort

Schwarzwalddavos? Vor vielen Jahren hat man Nordrach so genannt, denn wie Davos war auch Nordrach durch seine Lungenheilstätten sehr bekannt. Die Entwicklung dazu hatte im Jahr 1896 begonnen, als Dr. Walther mit seiner Frau Dr. Hope Adams die erste Lungenheilstätte in Nordrach-Kolonie gründete. Bis in die 60er Jahre des letzten Jahrhunderts hinein war Nordrach geprägt von den bekannten Sanatorien, dann wurde die Tuberkulose durch bessere Untersuchungsmethoden und Antibiotika weitgehend besiegt und die Kliniken übernahmen andere Aufgaben. Noch heute erinnern sich viele Menschen an die Kranken, die aus Nordrach kamen und die umliegenden Ortschaften aufsuchten. Man begegnete ihnen mit Vorsicht und Zurückhaltung, denn man wusste ja um die Ansteckungsgefahr. Andererseits waren die Kurgäste wichtige Kunden für das abgelegene Tal.

Das Buch beschäftigt sich mit der Geschichte der Tuberkulose, jener Krankheit, die Deutschland in der Mitte des letzten Jahrhunderts sehr geprägt hat. Viele berühmte Ärzte und Forscher hatten sich dem Kampf gegen die Seuche verschrieben. Robert Koch fand den Tuberkelbazillus, und viele andere Mediziner arbeiteten an Möglichkeiten, die Krankheit zu heilen.

Dr. Walther und Dr. Hope Adams waren zwei von ihnen. Ihre ungewöhnlichen Methoden und ihr großer Einsatz machten sie zu Vorreitern im Kampf gegen die Tuberkulose, die weit über den Schwarzwald hinaus bekannt wurden.

Weniger bekannt ist, dass beide auch engagierte Pazifisten und Europäer waren. Sie hatten gute Kontakte zu Pazifisten wie Bertha von Suttner und dem Friedensnobelpreisträger Frederik Bajer aus Dänemark. Dessen Tochter Ragnhild wird später die zweite Frau von Dr. Walther.

Für Dr. Walther war das scheinbar abgelegene Schwarzwald-dorf der Mittelpunkt der Welt, denn dort trafen sich Menschen

aus ganz Europa. Sie kamen aus England, Russland oder Frankreich, um im Schwarzwald Heilung zu finden.

In Nordrach wurden die großen Ideen vom Weltfrieden und der Internationalen gelebt. Menschen aus aller Herren Länder kamen zusammen, suchten Heilung und Hilfe. Dr. Walther und Dr. Hope Adams legten größten Wert auf Völkerverständigung und sahen in ihrer Arbeit einen wichtigen Beitrag dazu. Was in Nordrach damals bereits gelebt wurde, konnte in Europa erst im 20. Jahrhundert Wirklichkeit werden.

Dr. Walther war überzeugter Sozialdemokrat und die Geschichte der SPD streift auch den Schwarzwald. Der kleine Ort Hinterohlsbach war einst Zufluchtsort der Sozialdemokraten. Selbst Willi Brand war später Gast auf dem Brandeck in der *Villa Strehlen*.

Nordrach scheint abgelegen hoch im Schwarzwald zu liegen, aber seine Geschichte hat viel mit Europa zu tun. Nordrach ist zwar nicht der Mittelpunkt der Welt, wie Dr. Walther es empfand, aber bis heute ein sehenswerter Kurort mit eindrucksvoller Geschichte mitten im Schwarzwald.

# Hope

## Das Märchenschloss

Mein Name ist Frieder und ich wohne in einem Ort, den es eigentlich gar nicht gibt. Er heißt Stab Nordrach Kolonie. Es heißt, niemand wollte uns haben, als Europa neu geordnet wurde. Das Kloster Gengenbach, zu dem wir einmal gehörten, wurde damals aufgelöst und bei der neuen Grenzziehung hat man uns einfach ausgeklammert. Vater sagt, das sei nicht schlimm und erzählt Geschichten von den Glasern, die damals am Dörrenbach gearbeitet haben. Noch immer findet man blaue Glasperlen im Bachbett. Es ist herrlich hier oben. Die Luft ist klar und auch in den Herbstmonaten immer nebfrei.

Unser Heckenlehrer hat uns das Märchen von Dornröschen erzählt: „Durch einen Fluch fällt ein ganzes Schloss in einen tiefen Schlaf. Eine Rosenhecke wächst um das Schloss herum und es wird einfach vergessen.“ Ich meine, unserer Kolonie ginge es genauso. Ich kenne mich aus, denn ich bin hier aufgewachsen und war schon oft bei den alten Ruinen. Oben in den Wäldern steht noch die Marienkapelle aus dem Jahr 1776. Den Grundstein habe ich selber gesehen, denn natürlich kann ich lesen und schreiben. Unser Lehrer hat uns viel beigebracht. Er war ein lustiger, junger Bursche, der davon träumte, einmal in einer eigenen Schule unterrichten zu können und nicht mehr in den Stuben der Bauernhöfe. Meine Schule waren der Wald und unser Hof. Dort habe ich gelernt, was für unser Leben wichtig ist: mit den Kühen umzugehen, den Wald zu verstehen, die Früchte zu kennen, die man im Herbst holen kann, die Tiere zu belauschen und die Baumarten zu unterscheiden, den Boden zu bearbeiten und ihm zu geben, was er braucht.

Ich gehöre zur Familie Spitzmüller. Das ist eine große Familie rund um Nordrach. Man sagt, der Stammhof sei eine Mühle ganz oben im Nordrachtal. Von dort kamen die Spitzmüller und wurden

eine große und erfolgreiche Familie. Wir haben zwar nur einen kleinen Besitz, aber trotzdem komme ich mit meinen Vettern und Nichten, Onkeln, Tanten und Cousinen oft zusammen.

Manchmal kommen Männer zu uns herauf, die in den Wäldern jagen wollen. Wir holen sie von Nordrach ab und fahren hinauf bis in die Höhen. Vater und ich warten dann, bis sie mit ihrer Jagdbeute zurückkehren.

Mein Traum ist aber etwas anderes: Nicht weit von unserem Hof steht eine alte Fabrik. Es sieht aus, als seien die Arbeiter eben erst fortgegangen und hätten nur vergessen abzuschließen. Man kann hineingehen und die wenigen Geräte betrachten, die sie zurückgelassen haben. In dem Haus war einmal eine Farbenfabrik, die der Abt zu Gengenbach gegründet hatte. Dort stellten fleißige Menschen Farbpulver her und aus dem verwunschenen Erz, wie wir das nennen, dem Kobalterz, wurde blaue Farbe für die Keramik. Das passt zu meinem Märchen vom verwunschenen Schloss. In einem der Schuppen steht ein schwarzer Kutschwagen, wie man ihn heute noch fährt. Auch wenn Vater verboten hat, die alte Fabrik zu betreten, bin ich gerne dort und habe schon oft auf dem Kutschbock gesessen und davon geträumt, zwei Pferde einzuspannen und ins Tal oder in die weite Welt zu fahren. Ich halte die Peitsche in der rechten Hand und in der linken Hand die Leinen. Meine Pferde, Max und Moritz, laufen um die Wette, denn ein Prinz hat unser Märchenschloss erlöst.

Im Frühjahr 1887 saß ich wieder einmal auf dem Kutschbock der schwarzen Kutsche und träumte mich fort. Eigentlich war ich aus dem Märchenalter heraus, aber die alte Fabrik ließ mich irgendwie nicht los. Wenn einmal jemand käme und unsere Siedlung aus dem Dämmer Schlaf wecken würde, so dass es wieder Leben hier oben gäbe und alles anders würde ... Prinzen gab es, das wusste ich, aber ob sich ein Prinz bis hierhin verirren würde, wo doch in Nordrach die Welt zu Ende war?

Ging da nicht eine Tür? Meine Träume endeten jäh und ich erschrak. Ich lauschte. Da machte sich doch wirklich jemand an dem alten Gebäude zu schaffen, jemand, der sich nicht auskannte.

Ich sprang vom Bock und schlich zur Tür, öffnete und schaute hinaus. Ein großer Mann mit rötlichen Haaren und einem kräftigen Kinnbart rüttelte an dem alten Tor. Sollte ich weglaufen oder mich melden, überlegte ich, aber ehe ich mich entscheiden konnte, hatte er mich schon gesehen.

„Sie da! Wohnen Sie hier?“, rief er mir zu. Es war zu spät, mich zu verstecken und warum auch. Mein Vater hatte mich gelehrt, Fremden gegenüber höflich zu sein.

„Nein“, antwortete ich und trat aus der Tür.

„Wohnt hier überhaupt jemand?“, fragte der Mann interessiert und kam näher. Ich schüttelte den Kopf. „Ich weiß ja, dass ihr Schwarzwälder nicht viel redet“, fuhr er fort, „aber wie heißt dieser Ort? Wo bin ich?“

Ich zögerte, dann antwortete ich leise: „Nordrach Kolonie“. Warum kann ich nicht sagen, aber ich schämte mich in diesem Augenblick für meinen Ort. Wir gehörten nirgendwo hin, wie sollte ich das einem Fremden erklären?

„Aber Sie wohnen sicher in der Nähe? Können Sie mich da hinführen? Ich bin von Hinterohlsbach über den Mooskopf hierher gewandert und müde und hungrig.“

Jetzt, wo er das sagte, bemerkte ich, wie erschöpft der Mann war. „Kommen Sie“, sagte ich und lief ihm voran.

Zu unserem bescheidenen Bauernhof war es nicht weit. Man musste nur den Hang hochsteigen, wo unsere zwei Kühe weideten, an den munteren Ziegen vorbei, dann sah man schon unser kleines Haus, das in den Hang hinein gebaut war. Vor dem Haus stand ein Brunnen. Mutter war eben dabei, Wasser zu holen, bemerkte uns natürlich sofort und stellte den Eimer ab. Sie wartete, bis wir bei ihr waren, dann fragte sie mich: „Wen bringst du uns da?“

Der Fremde verbeugte sich und sagte: „Gnädige Frau, Ihr Sohn war so nett, mich herzubringen. Mein Name ist Dr. Walther. Ich bin über den Mooskopf gewandert und hungrig und müde.“

Ich musste unwillkürlich lachen. So hatte noch niemand meine Mutter angeredet. Sie schüttelte den Kopf und sagte nur: „Sie sind aber nicht von hier. Kommen Sie rein.“

So betraten wir die Stube. Ich setzte mich wie gewohnt an den großen Tisch. Dr. Walther sah sich um und bestaunte alles. „Hier wohnen Sie?“, fragte er ganz unnötig.

„Setzen Sie sich!“, sagte Mutter abweisend. Sie mochte es gar nicht, wenn man sich zu sehr umsah.

„Alles sieht genauso aus, wie man es von Bildern kennt: Das Rauchhaus mit der hohen Decke, darunter der Schwarzwälder Schinken und Würste. Der große Tisch, an dem die Familie sitzt. Ein Stuhl in der Ecke für die Großmutter und in der anderen der Herrgottswinkel ...“, zählte Dr. Walther auf.

„Trinken Sie“, sagte Mutter und stellte einen Krug mit frischem Wasser auf den Tisch und drei Becher dazu. „Oder wollen Sie einen Schnaps?“

„Da würde ich nicht nein sagen“, antwortete Dr. Walther.

„Möchten Sie etwas essen, Brot, Schinken oder Wurst? Sie müssen schon den Mund aufmachen“, forderte Mutter ihn auf.

Ich sah sie erstaunt an, so kannte ich sie gar nicht, aber wir hatten auch selten Gäste. Wenn wir als Familie beisammen waren, mussten wir nie etwas sagen. Jeder wusste doch, was der andere wollte. Vater kam herein. „So, ein Fremder“, meinte er. „Haben Sie sich verirrt? Sind Sie ein Jäger?“

Dr. Walther stand sofort auf und reichte ihm die Hand. Er war größer als mein Vater. „Setzen Sie sich“, forderte er ihn auf. „Wir haben selten einen Gast bei uns. Mutter hast du an alles gedacht?“ Er hatte nun das Kommando übernommen. Mutter brachte den Schnaps und stellte noch einen Krug Most dazu. Dann zog sie sich zurück und wir drei saßen allein am Tisch. Dr. Walther wartete, bis wir den Schnaps getrunken hatten, dann erzählte er: „Ich bin Wanderer. Meine Frau und ich wohnen zur Zeit auf dem Brandeck in Hinterohlsbach. Wir kommen aus Frankfurt und wollen uns hier im Schwarzwald erholen.“ Vater nickte, als habe er alles verstanden. „Wanderer sind Sie?“, fragte er zurück. „Was bedeutet das? Erkunden Sie die Wege für Jagdgesellschaften?“

Dr. Walther lachte. „Nein, ich bin kein Jäger und erkunde auch kein Waldgebiet für irgendwelche Herrschaften. Ich wandere, weil es mir gut tut.“

„Haben Sie denn keinen Beruf?“, fragte Vater, nun doch etwas misstrauisch geworden.

„Doch, ich bin Arzt“, erklärte Dr. Walther. „Ich heile kranke Menschen, wenn es geht.“

„So Gott will“, brummte Vater. „Also Arzt sind Sie und was suchen Sie bei uns? Pflanzen und Kräuter?“

„Luft und Wasser“, antwortete Dr. Walther.

„Das haben wir hier reichlich genug, das brauchen Sie nicht zu suchen“, meinte Vater.

Mutter brachte uns Holzteller und stellte einen weiteren mit einem Stück Speck auf den Tisch. Dann schnitt sie von dem großen Brotlaib für jeden eine Scheibe ab. Vater schnitt den Speck in ganz dünne Scheiben, spießte sie mit dem Messer auf und reichte jedem von uns eine davon.

„Sie haben meinen Buben im Wald getroffen?“, fragte Vater. Ich wurde knallrot. Ich wusste doch, dass Vater es nicht gerne sah, wenn ich in der alten Fabrik war.

„Durch Zufall kam ich an ein großes Gebäude“, erzählte Dr. Walther. „Ich wollte es mir näher ansehen, aber die Türen waren geschlossen. Da hörte ich jemanden und rief. Ihr Sohn kam heraus und brachte mich auf meine Bitte hierher zu Ihnen.“

„Warst du wieder in der alten Fabrik? Hast gar wieder auf dem Bock der schwarzen Kutsche gesessen und geträumt?“ Vater sah mich streng an und ich nickte beschämt.

„Mein Sohn möchte einmal Kutscher werden. Er träumt davon, Pferde vor die alte Kutsche zu spannen, die in der Fabrik steht, und dann über Land zu fahren. Aber das wird es nicht geben. Früher gab es hier eine Fabrik und eine große Glasersiedlung. Hier lebten und arbeiteten Flößer und Glaser, aber sie mussten alle fort, als der Wald gerodet war. Sie sind über den Mooskopf nach Frankreich gezogen und dann nach Amerika gefahren. Wir sind jetzt die Letzten und ganz auf uns gestellt. Niemand fühlt sich für uns verantwortlich, weder Nordrach noch Gengenbach.“

„Wer ist der Bürgermeister? Könnte man das alte Fabrikgebäude gar erwerben?“

„Sie stellen Fragen“, meinte Vater. „Möchten Sie den alten Schuppen kaufen?“ Er kam aus dem Staunen nicht heraus. „Was wollen Sie damit machen?“

„Ich möchte Menschen heilen“, erklärte Dr. Walther. „Es gibt Kranke, die eine geschädigte Lunge haben. Die brauchen frische Luft, gutes Wasser und gute Nahrung. Hier findet sich alles, was zur Heilung notwendig ist.“

Mutter hustete erschreckt und Vater sah sich nach ihr um. Sie winkte nur ab. Dann wandte er sich an Dr. Walther. „Verstehe ich Sie richtig? Sie wollen kranke Menschen aus der Stadt in unser Tal bringen, damit sie gesund werden? Aus der Fabrik wollen Sie ein Haus für die Kranken machen?“

„Ja“, sagte Dr. Walther erfreut. „Sie haben mich verstanden. Meinen Sie, dass so etwas möglich wäre?“

„Möglich ist alles“, meinte Vater. „Kommen Sie in den nächsten Tagen wieder. Ich werde mich umhören. Soll mein Sohn Sie ein Stück begleiten, damit Sie sich nicht verirren? Ihr Weg ist noch weit und der Wald ziemlich dicht.“

„Ich würde gerne mitgehen“, warf ich ein und stand auf.

„Na dann“, sagte Dr. Walther und erhob sich ebenfalls. So ganz nebenbei legte er ein Goldstück auf den Tisch. Meine Eltern sahen es und ich merkte, wie sehr sie sich darüber freuten.

Dornröschen, dachte ich, Märchenschloss hast du deinen Prinzen gefunden?

Dr. Walther schritt so zügig, dass ich kaum mitkam, obwohl ich doch gewohnt war, weite Strecken zu laufen. Er merkte, dass ich keuchen musste, und blieb stehen. „Gehe ich zu schnell?“, fragte er und lachte. „Ihr Bergbauern seid es doch gewohnt, über die Berge zu laufen.“

„Wenn wir Heu machen oder Holz schlagen, aber wir laufen nicht zum Spaß die Hänge hoch“, antwortete ich und holte tief Luft. „Bekommst du schlecht Luft?“, fragte der Doktor. „Bist du kurzatmig. Musst du oft husten?“ Ich verneinte, ich bekam schon genug Luft, aber so wie Dr. Walther war ich es nun doch nicht gewohnt, durch den Wald zu rennen.

„Wir werden etwas langsamer gehen“, sagte er, „denn ich will mit dir reden. Bist du oft in der alten Fabrik?“

„Nur wenn ich mal Zeit habe“, antwortete ich.

„Und dann sitzt du auf einem Kutschbock und träumst davon in die weite Welt zu fahren?“

„Wer möchte das nicht?“, fragte ich.

„Wohin willst du denn?“, fragte er weiter.

„Sehen, was hinter den Bergen haust“, antwortete ich. „Manchmal schaue ich hinüber zu den Bergen, die aus der Ferne blau herüberschimmern. Wer wohnt dort? Wie mag es da aussehen?“

„Du bist jung. Die Welt steht dir offen“, meinte Dr. Walther und schaute mich nachdenklich an.

Wir blieben stehen, Dr. Walther blickte sich um und schrieb etwas in ein kleines Heft. Ich nahm an, er wisse den Weg nicht mehr. „Wir können den Wagenspuren folgen“, sagte ich deshalb, „sie führen in Richtung Mooskopf.“

„Das weiß ich“, sagte er und schwenkte sein Notizbuch. „Ich habe mir Markierungen notiert, um mich in der Gegend zurechtzufinden. Schau!“ Er winkte mich zu sich und zeigte mir die eng beschriebenen Seiten. Kleine Zeichnungen vervollständigten seine Notizen. Ich sah eine Tanne mit einer besonderen Krone. „Solch eine Krone nennt man Storchennest. Diese steht am Mooskopf und ist ein Richtungsweiser, wenn ich z. B. zu euch ins Tal will“, erklärte er. „Diese dicke Eiche wächst am Katzenstein und das ist die Heidenkirche bei Oberharmersbach. Die Felsen geben mir den Hinweis, dass ich im falschen Tal bin.“ Er lachte und ich stimmte fröhlich mit ein. „In dieser Richtung liegt Zell am Harmersbach“, fuhr er fort und zeigte nach Südosten. Über den Bergen sah man eine schwarze Rauchfahne.

„In der Stadt gibt es große Fabriken“, sagte ich. „Eine stellt ganz bekannte Keramik her und wir Nordracher beliefern sie mit Holz für die Brennöfen. In den Fabriken arbeiten viele Menschen.“

„Arbeiter“, sagte Dr. Walther und irgendwie klang seine Stimme eigenartig. „Es gibt einen reichen Fabrikherrn und viele Arbeiter, die ihre Arbeitskraft an ihn verkaufen. Er hat den Gewinn und die Arbeiter geben ihre Gesundheit für die Fabrik.“

Ich merkte, wie er sich in Ärger hineinredete. „Aber das ist doch so“, sagte ich. „Wie soll es sonst gehen? Wir arbeiten auch, um leben zu können. Wir brauchen Nahrung und deshalb arbeiten wir im Wald, auf dem Feld und im Garten. Nur hin und wieder kommt man dazu, sich einmal auszuruhen. Nur wer arbeitet, kann auch leben.“

„Das ist ja richtig“, sagte Dr. Walther und beruhigte sich schnell wieder. „Kommst du noch ein Stück mit oder willst du lieber zurückgehen?“

„Vater gab mir den Auftrag, Sie zu begleiten“, antwortete ich.

„Du bist ein aufgeweckter Bursche“, sagte Dr. Walther und ich wurde rot wie ein Schulbub.

In der Ferne kollerte ein Auerhahn. „Hören Sie den Auerhahn? Hin und wieder kommen Jagdgesellschaften in unsere Berge, die auf den Auerhahn pirschen wollen. Dann gehen alle aus unserer Kolonie mit und begleiten die Herrschaften. Nach der Jagd gibt es gutes Essen und Getränke“, erzählte ich.

„Und das gefällt dir?“

„Natürlich“, sagte ich. „Es sind immer interessante Männer dabei, die aus der großen Welt berichten.“

„Und du hörst ihnen genau zu?“

Ich nickte. „Die Männer kommen aus Berlin, München, Straßburg, aus Frankreich und sogar England ...“ Ich redete mich in Begeisterung. „Manchmal nehmen auch fürstliche Herren an der Jagd teil, die man nicht ansprechen darf, die mit Durchlaucht angeredet werden. Ich glaube, dann ist sogar ein Prinz dabei.“ Ich konnte nicht verhindern, dass ich wieder rot wurde, und an meine Träume dachte.

Dr. Walther lachte, dass die Berge widerhallten. „Prinzen und Könige auf der Jagd! Das klingt alles wie im Märchen. Sicher gibt es auch Hexen und Spukgestalten hier in den Wäldern.“

„Ja“, bestätigte ich. „Auf den Bergen gibt es den Moospfaff. Er sieht aus wie ein Geistlicher, aber er führt die Menschen in die Irre. Man muss nur das Kreuz schlagen, wenn man ihn sieht, und darf nicht mit ihm sprechen.“

„Wer dem Teufel den kleinen Finger reicht, dem nimmt er gleich die ganze Hand. Weißt du, was das bedeutet?“, fragte Dr. Walther und hielt seine Hand hoch. Ich schüttelte den Kopf und sah interessiert zu. „Jeder Finger hat eine besondere Bedeutung“, erklärte er. „Der kleine Finger steht für das Ohr. Wer dem Teufel sein Ohr leiht, ihm also zuhört, den hat er bald an der ganzen Hand, wie Euer Moospfaff.“

Gern hätte ich ihm widersprochen, denn unser Moospfaff war doch ein Geistlicher, aber vielleicht hatte er ja Recht.

„Ich muss weiter“, sagte Dr. Walther. „Unsere Gespräche halten mich doch zu sehr auf. Ich melde mich. Grüß den Vater!“

Damit wandte er sich ab und eilte mit schnellen Schritten den Weg entlang. Ich winkte ihm noch nach und wartete, bis er hinter der Biegung verschwunden war.

Ob er wirklich das alte Fabrikgebäude kaufen würde? Die alte Farbenfabrik sollte ein Haus für Kranke werden? Nun man würde ja sehen, was geschah.

Nachdenklich schlenderte ich nach Hause und gab einem Stein einen Tritt, dass er weit ins Gebüsch flog. „Es gibt keine Märchenprinzen und keinen Moospfaff“, rief ich so laut, dass meine Stimme vom Waldrand widerklang. Und wenn es doch so wäre? Wenn der Moospfaff gar der leibhaftige Teufel wäre, wie Dr. Walther gesagt hatte, was dann? Ich schwieg doch lieber und lauschte. War da nicht jemand? Plötzlich war ich sicher, dass mir jemand folgte. Ich sah mich um, konnte aber niemanden entdecken, doch das Gefühl blieb: Du wirst beobachtet!

Ich war froh, als ich wieder an unserem kleinen Hof ankam und die Eingangstür öffnete. Da saß ein Polizist in Uniform an unserem Tisch. Er hatte seine Pickelhaube vor sich liegen und sah mich streng an. Sein Schnurrbart zitterte vor Aufregung, als er fragte: „Ist er das?“

„Ja“, sagte Vater und schaute mich an. Er saß dem Polizisten gerade gegenüber. Mutter stand am Herd und hatte ein Taschentuch vor den Augen. „Dass ich das noch erleben muss“, schimpfte Vater, „die Polizei in meinem Haus! Wir Spitzmüllers haben nie

etwas Unrechtes getan. Am Sonntag gehen wir nach Nordrach in die Kirche. Wir halten unser Morgen- und Abendgebet. Wir verehren den Kaiser in Wien.“

„Berlin“, verbesserte der strenge Polizist und korrigierte den Sitz seiner blauen Uniform. „Spitzmüller, seit 1871 haben wir den Kaiser Wilhelm in Berlin. Das sollten Sie aber wissen!“

Dann wandte er sich an mich. Ich war mitten in der Stube stehen geblieben. „Wen hat er begleitet?“ Er nahm ein Notizbuch aus seiner Tasche.

„Herrn Dr. Walther“, antwortete ich. „Ich bin ihm in der alten Fabrik begegnet.“

„Was tut er in der alten Fabrik? Das Betreten des Gebäudes ist verboten. Weiß er das nicht?“

Er klemmte sich ein Monokel in das rechte Auge und betrachtete mich noch genauer. Da trat Vater für mich ein. „Mein Sohn ist nur ganz selten dort. Die viele Arbeit auf dem Hof lässt Müßiggang gar nicht zu. Unsere anderen vier Buben arbeiten in Zell in der Fabrik, unsere Mädchen haben sich auf den Höfen verdingt. Nur der Jüngste ist noch auf dem Hof.“

„So die sind Arbeiter in Zell. Sehr verdächtig! Kennt den Kaiser nicht und hat vier Buben als Arbeiter in der Zeller Fabrik!“ Er machte sich eifrig Notizen. Vater wurde abwechselnd rot und blass. „Aber wir sind gute Christen“, sagte er.

Ich wollte meinem Vater zu Hilfe kommen und sagte: „In der alten Farbenfabrik steht eine Kutsche. Ich möchte einmal Kutscher werden und so sitze ich manchmal auf dem Bock und träume.“

„Dafür hat er Zeit, für Träume! Das ist sehr gefährlich und verdächtig!“ Er wandte sich an meinen Vater. „Spitzmüller, ich denke, Sie werden Ihren Sohn zur Ordnung rufen müssen!“

Wieder richtete er eine Frage an mich. „Woher kennt er Doktor Walther?“

„Ich kenne ihn nicht richtig“, antwortete ich. „Er kam heute in die Fabrik und fragte, ob man sie kaufen könne.“

„Was will Dr. Walther mit dem alten Gebäude?“

„Darin will er kranke Menschen heilen.“

„In der alten Fabrik?“ Der Polizist lachte, dass sein Bauch bebte und der Schnurrbart zitterte. Vorsichtig stimmte ich in das Lachen ein und Vater auch. Für einen Augenblick entspannte sich die Lage. Der Gedanke war auch gar zu lustig, dass jemand in dem staubigen alten Bau Kranke heilen wollte.

„Woher sollen denn die Kranken kommen?“, fragte der Polizist streng. „Hier haben wir keine Kranken!“

Ich dachte an so manchen armen Menschen auf den Höfen, der hustete oder dem der Rücken von der schweren Arbeit weh tat.

„Aus Frankfurt“, sagte ich ganz harmlos. Der Polizist sprang auf. „Hat er das gesagt?“

„Dr. Walther kommt aus Frankfurt“, sagte ich ganz erschrocken. „Jetzt wohnt er auf dem Brandeck in Hinterohlsbach.“

„Junger Mann, er ist erstaunlich gut informiert. Vielleicht sollte man ihn mitnehmen und einsperren“, sagte er zu Vater, der sofort eindringlich bat. „Wir brauchen unseren Frieder. Er ist der Letzte, der uns blieb. Die Heuernte wartet. Er muss morgen auf die Höhen und Wildheu machen. Wer soll uns denn versorgen, wenn Ihr den Frieder mitnimmt.“

Der Polizist setzte sich und murmelte: „Ihr habt ja Recht, Spitzmüller. Wer soll sich um euch kümmern, wenn nicht er. Aber ich habe da doch noch eine Frage an ihn. Über was habt ihr sonst noch gesprochen?“

„Ich habe von den Jagdgesellschaften erzählt, die hier auf den Auerhahn gehen“, antwortete ich.

„Hat sich Dr. Walther Notizen gemacht? Sind Namen gefallen?“

„Er hat sich was aufgeschrieben“, erklärte ich und dem Polizisten fiel das Monokel aus dem Auge. „Er hat sich Notizen gemacht“, wiederholte er. „Sind Namen gefallen?“

„Nein“, antwortete ich, „er hat Tannen und Eichen als Wegzeichen gemalt, um sich nicht im Wald zu verlaufen. Er hat sich den Weg zu uns genau notiert.“

„Dann wird er wiederkommen?“

„Er will doch die Fabrik kaufen“, erklärte ich. „Vielleicht beginnt etwas ganz Neues. Vielleicht bringt er Arbeit hier ins Tal. Vielleicht gibt es Geld zu verdienen.“

„Hat er das gesagt, dass er Arbeiter bringen will?“

„Nein“, sagte ich mutig, „aber ich hoffe auf eine bessere Zukunft, als hier auf dem Höhenhof zu arbeiten. Ich möchte Kutscher werden, ich möchte ...“ Ich brach ab, denn Vater sah mich warnend an.

Der Polizist stand auf. Er blickte Vater von oben herab streng an. „Ich denke, Spitzmüller, Sie wissen, was Sie zu tun haben. Achten Sie darauf, dass der Bub keine Zeit mehr zum Träumen hat. Träume können einen jungen Menschen leicht ins Gefängnis bringen. Ich möchte Ihren Frieder ungern dort sehen.“

Dann wandte er sich an mich: „Und du, junger Mann, meldest mir, wenn sich dieser Dr. Walther hier je wieder zeigen sollte. Der Mann steht unter Beobachtung und ist sehr gefährlich. Halte dich fern von ihm, mach deine Arbeit, versorge deine Eltern und geh in die Kirche. Bete auch für unseren Kaiser Wilhelm in Berlin!“ Dabei sah er lächelnd auf Vater herab, der zu ihm aufschaute und nun rot wurde wie ein Schulbub. „In Berlin! Da spielt die Musik! Ich hoffe, dass ich nicht noch einmal den weiten Weg zur Kolonie machen muss. Gute Nacht, Spitzmüller, danke für den Schnaps und nichts für ungut!“

Vater und Mutter rührten sich erst, als man den harten Schritt der Stiefel nicht mehr hörte. Dann begann Vater zu schimpfen: „Wen hast du uns denn da ins Haus gebracht? Ein polizeilich beobachteter Gast in unserem Haus! Die Polizei auf unserem Hof! Du gehst mir nicht mehr in die Fabrik oder gar nach Hinterohlsbach! Sozialisten! Wollen die Welt verändern, unseren Kaiser absetzen, wollen mitreden dürfen in der großen Politik. Jede Obrigkeit ist von Gott eingesetzt, mein Sohn, so steht es schon in der Bibel. Wir haben kein Recht, uns gegen die Obrigkeit aufzulehnen. Unser Großherzog regiert das Land und, was er tut, ist recht. Außerdem gibt es auch noch diesen Kaiser ...“

Er stockte und Mutter half. „Kaiser Wilhelm in Berlin. Das sollten wir uns aber merken, Anton. Am letzten Sonntag ließ Pfarrer Balzer auch für ihn beten. Ich dachte mir doch gleich, dass er für unser Land wichtig sei, weil der Pfarrer so ausführlich für ihn und den Fürsten Bismarck gebetet hat. Ja, Bismarck hieß der

Fürst. Ich erinnere mich ganz genau. Es ist sicher gut, auch das zu wissen.“

„Was sollen wir denn noch alles kennen?“, fragte Vater ärgerlich. „Wir leben hier in der Kolonie. Niemand will uns, niemand fragt nach uns, aber wir sollen die große Welt verstehen. Kommt die Polizei ins Haus und fragt mich, ob ich den Kaiser kenne. Er hat sich nicht bei mir vorgestellt, wollte ich vorhin sagen, aber du kennst ja den Lehmann.“

Er konnte nicht verhindern, dass er doch lachen musste. „Wenn der im Dienst ist, ist er unausstehlich. Eigentlich kennen wir uns gut. Wir saßen zusammen auf der Schulbank, aber wenn er seine Uniform trägt, ist er ein völlig anderer, dann kennt er niemanden mehr. Hätte unseren Buben am liebsten ins Gefängnis mitgenommen. Mutter gib uns den Brei! Wir haben Hunger. Wir wollen unserem Schöpfer danken, dass wir zu essen haben! Und dann wollen wir diesen Dr. Walther vergessen.“

Mutter stellte uns die Schalen mit dem abendlichen Brei aus Mehl und Wasser hin. Dann holte sie aus der Küche einen kleinen Krug Milch. „Mehr hat die Martha heute Abend nicht gegeben“, sagte sie entschuldigend. Vater nahm die Milch und goss sie über den Brei, dann gab er mir den Krug. Ich reichte ihn an Mutter weiter, aber sie wehrte ab: „Ihr Männer müsst gut essen“, sagte sie lächelnd. „Mir reicht der Brei, wie er ist.“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und genoss die warme Milch.

In der Nacht kam der Moospfaff in meinen Träumen aus dem dichten Wald, sprach von Arbeitern und Sozialisten, drohte mit der Polizei, dem Gefängnis und dem ewigen Höllenfeuer. Dann erschien der rothaarige Dr. Walther und griff nach ihm. Der Moospfaff flüchtete und Dr. Walther lachte ihm nach. „Ich bin der Prinz“, sagte er zu mir. „Glaub mir das. Ich erlöse deine alte Fabrik. Du musst nur daran glauben.“

„Ja“, flüsterte ich, „ich will es ja glauben!“ Schweißnass wachte ich auf. Der Himmel wurde schon blau und es war Zeit aufzustehen und die Kühe zu versorgen.

Den ganzen Tag hatte ich hart zu arbeiten. Es galt Wildheu aus dem Wald zu holen, Holz zu sammeln und dann noch Besorgungen zu machen.

Als ich endlich todmüde in die Stube trat, wurde es langsam dunkel. Zu meinem Erstaunen saß Vater am Tisch und rauchte eine Zigarre, was er sonst nur am Wochenende tat. „Da staunst du, mein Bub“, sagte er und blies den Rauch in die Luft. „Eine Zigarre aus Lahr. So etwas bekommt man selten. Die hier hat mir der Vogt gegeben, weil ich bei ihm war. Auf dem Brandeck wohnen sie, die Sozialisten, sagt er. Sind gute Leute, sagt er. Geck heißt einer. Kommt aus Offenburg. Sind Unternehmer und Kaufleute. Solltest dir mal die Sache ansehen.“

„Sagt er“, ergänzte ich lachend. „Und die Polizei?“

„Musst halt vorsichtig sein, aber es lohnt sich. Vielleicht lässt sich ein Geschäft mit diesen Leuten machen. Wir sind hier am Ende der Welt. Warum sollen wir nicht auch einmal Glück haben? Weißt du noch, was Dr. Walther gesagt hat?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Luft und Wasser sucht er, um seine Kranken zu heilen. Davon haben wir genug. Es ist reine Luft, nicht wie die in Zell. Deine Geschwister klagen oft genug, dass man kaum atmen kann bei dem vielen Rauch und Staub. Morgen gehst du zum Brandeck und schaust dir einmal an, wer dort wohnt. Man kann ja nie wissen.“

Ich setzte mich verwundert hin.

„Mutter gib dem Buben einen Schnaps. Er kann ihn jetzt gut gebrauchen.“ Dabei lachte er herzlich. „Am Ende meint der Frieder, ich würde die Polizei fürchten. Nein, es ist nur nicht gut, wenn sie ein Auge auf uns haben, aber andererseits freue ich mich, wenn jemand uns Kolonisten besucht.“

Mutter stellte mir den Schnaps hin und meinte: „Ich weiß gar nicht, was Vater hat. Seit er vom Vogt zurückkam, ist er so vergnügt. Polizei auf unserem Hof. Das hat es noch nie gegeben!“ Sie war ganz entrüstet.

„Du hast heute gute Arbeit geleistet, Bub“, lobte Vater mich. „Nun trink auch!“ Der Schnaps rann mir heiß durch die Kehle und ich musste husten.

„Musst noch viel lernen, Bub“, schmunzelte Vater, „trinken und rauchen und Fäden spinnen!“

Erschöpft sank ich auf meinen Strohsack, als ich endlich in meine Kammer gehen konnte.

In der Nacht träumte ich vom Moospfaff, aber diesmal verfolgte er mich nicht. Er stand am Waldrand und beobachtete mich, wie ich durch den Tann irrte. Ich fand den Weg nicht und lief und lief. Da zeigte er mir die Richtung und ich fand ein Haus. Voller Furcht suchte ich den Eingang, aber es gab weder Türen noch Fenster. Erstaunt erwachte ich. Sollte ich heute tatsächlich zum Brandeck nach Hinterohlsbach gehen oder hatte ich nur geträumt?

Ein bisschen verwirrt, erhob ich mich von meinem Strohsack und legte die Decke zusammen.

Ich hörte Vater und Mutter sprechen. „Du kannst den Frieder nicht dahin schicken“, schimpfte Mutter. „Du hast gehört, dass die Leute dort von der Polizei beobachtet werden. Denk an deinen Buben und an uns.“

„Aber Maria“, antwortete Vater in aller Ruhe. „Es gibt Wege, uns zu helfen. Die Kolonie braucht neue Möglichkeiten. Das sagt der Vogt auch. Die Höhenhöfe haben keine Zukunft. Hier oben gedeiht zu wenig. Du weißt doch selber, wie knapp alles ist. Soll es denn immer so weitergehen?“

„Gott hat uns bisher immer geholfen. Wir müssen nur glauben und vertrauen. Wir können die Welt nicht ändern“, klagte Mutter. So kannte ich sie. Immer war sie bereit zu verzichten und zu beten. Ihr ganzes Leben lang hatte sie immer alles gegeben.

„Maria, vertrau mir einfach“, sagte Vater und ich konnte mir vorstellen, wie er sie in den Arm nahm und tröstete.

Da trat ich aus der Kammer und die beiden schrakten zusammen, als hätte ich ein Liebespaar erwischt. Mutter trocknete die Tränen ab und ging in die Küche. Vater sah mich an und meinte: „Wir riskieren eine ganze Menge, aber nur so kann es besser werden. Es ist wichtig, dass du die Leute kennst, mit denen wir zusammenarbeiten wollen. Der Vogt sagt ‚Ja‘, mein Verstand sagt ‚Ja‘, aber ich habe auch etwas Angst vor dem, auf was wir uns da einlassen. Das sollst du wissen, mein Bub. Recht und Ordnung

müssen eingehalten werden. Die Brandeck ist der Berg hinter dem Mooskopf. Du wirst dich schon nicht verirren. Hinterohlsbach! Merk dir das, wenn du doch einmal fragen musst. *Villa Strehlen*, bei der Gerichtslinde in Ohlsbach. Du wirst das schon finden. Geh nach Westen. Moos wächst an den Bäumen meist an der Westseite, danach kannst du dich richten. Nun lass dir das Frühstück geben und dann geh mit Gott!“ Er nickte mir zu und ging hinaus um zu arbeiten.

## Frieder auf dem Brandeck

Nach einiger Zeit hatte ich den Mooskopf erreicht und schaute mich um. Brandeck hieß mein Ziel. Das musste ein kahler Berg sein, wo einst der Wald abgebrannt worden war. Richtung Westen hatte Vater gesagt, aber nun war ich doch im Zweifel. Weiter unten am Hang sah ich einen Bauernhof und beschloss dort zu fragen. Mit langen Schritten eilte ich den Hang hinunter. Der Hofhund bellte und meldete mich an. Ein alter Mann schlurfte über den Hof. Er sah mich, sagte aber nichts. Ich grüßte und er brummte etwas, was wohl ein Gruß sein sollte, und wollte weitergehen. „Wie komme ich zur *Villa Strehlen*?“, fragte ich.

Er erschrak und sah mich mit großen Augen an. „Ist er von der Polizei?“, fragte er. „Wir wissen nichts und wir sagen nichts.“ Dann wollte er weitergehen. Ich wunderte mich sehr, war ich doch nur um eine Auskunft verlegen. Bevor ich ihn noch einmal ansprechen konnte, hörte ich eine Frauenstimme rufen: „Vater, ist alles in Ordnung?“

„Ein Fremder“, brummte der Alte wohl gerade laut genug, dass sie ihn verstehen konnte.

Kurz darauf stand eine Frau vor mir. Sie war rasch gelaufen und atmete schnell. „Wer sind Sie? Was wollen Sie? Wir sind ordentliche Leute!“

„Ich möchte zum Brandeck“, erklärte ich. „Ich komme aus Nordrach. Mein Vater schickt mich zu Dr. Walther.“

„Kenne ich nicht“, sagte sie, aber ich sah ihr an, dass sie log. „Sind Sie krank?“

„Nein“, antwortete ich.

„Sind Sie ein Wanderer? Hier kommen hin und wieder Menschen, die einfach nur durch den Wald laufen und sich dabei verirren. Sind Sie so einer?“

Ich lachte. „Das könnte man sagen.“

„Klaus, komm“, rief sie. „Hier ist wieder so ein Wanderer, der sich verlaufen hat. Bring ihn zum Brandeck.“

Ein kleiner Bub mit hellen Haaren kam angelaufen, sah mich an und grinste. „Kommen Sie!“

Ich musste mich beeilen, mit dem Jungen Schritt zu halten, denn er kannte den Weg. Es ging den Hang hoch und in ein anderes Tal hinab. Plötzlich sah ich einen alten Bildstock am Weg und der Bub blieb genau da stehen. „Dort“, meinte er und zeigte auf ein großes Haus am Hang des nächsten Berges. Er sah mich an und wartete auf einen Lohn.

„Ich kann dir nichts geben“, sagte ich. „Ich bin von einem Höhenhof, wir sind sehr arm.“

„Ist schon gut“, sagte er und war schnell zwischen den Bäumen verschwunden.

Ich stieg den Hang hoch, betrachtete das stattliche Gebäude und verglich es mit meinen Träumen. Ein schmiedeeisernes Tor mit der Inschrift „*Villa Strehlen*“ verschloss den Garten. Ein großer schwarzer Hund riss bellend an seiner Kette und bleckte mit seinen weißen Zähnen.

Ein Mann in Lederkleidung, wie sie die Indianer trugen, kam bis an das Tor, sah mich von oben bis unten an und fragte dann: „Was will er denn hier?“

„Ich bin vom Höhenhof in Nordrach“, erklärte ich. „Frieder ist mein Name. Ich suche Herrn Dr. Walther.“

„Was willst du denn von ihm?“

„Mein Vater schickt mich. Dr. Walther will unsere alte Fabrik kaufen.“

Da lachte er hell auf, dass es vom Wald widerklang und der Hund heftiger bellte. „Caesar, still!“, rief er dem Hund zu und das Tier verstummte sofort. „Komm rein! Wir wissen Bescheid.“ Er öffnete das Tor und ließ mich eintreten. „Du kommst ungeschickt, wir wollen gleich eine Ausfahrt machen.“

Neugierig trat ich ein. War dies das Haus, das ich in meinen Träumen gesehen hatte? Vieles war ähnlich, aber dieses hier hatte Fenster und offene Türen. In der Tür stand ein Mann mit schulterlangen, braunen Locken und einem gut geschnittenen Anzug.

Man sah ihm den feinen Herrn an. „Lederstrumpf, wen hast du denn da im Walde aufgelesen? Einen Bauernbuben?“, fragte er.

„Genosse Geck“, antwortete mein Begleiter, „der Bub kommt vom Höhenhof in Nordrach. Dr. Walther will doch die alte Fabrik kaufen und ich denke, dass er eine Abordnung aus Nordrach ist um zu erkunden, wer wir sind.“

„Ist es nicht so?“, fragte mich Lederstrumpf. Ich nickte und beide lachten. „Da kommt nicht der Bürgermeister von Nordrach, sondern ein Bauernbursche.“

„Wir gehören nicht zu Nordrach“, verteidigte ich mich. „Wir leben in der Kolonie Nordrach und die ist selbständig.“

„Dann ist er gar der Bürgermeister?“, fragte Geck. „So etwas habe ich ja noch nie gehört.“ Beide lachten wieder und ich wurde ganz ärgerlich.

„Mein Vater schickt mich her, weil ich mich umschaun soll. Wir müssen doch wissen, mit wem wir es zu tun haben. Die Polizei war bei uns und Mutter hat geweint. Ich will doch nur mit Dr. Walther sprechen und wissen, ob er tatsächlich die Fabrik kaufen möchte. Ob nun alles besser wird.“ Ich redete mich in Aufregung und sprach sicherlich viel zu laut diesen Herren gegenüber. „Verzeihen Sie“, ergänzte ich ganz leise und senkte den Kopf.

„Der junge Mann hat Mut und die Kraft, etwas zu verändern“, sagte Lederstrumpf. „Das sind Eigenschaften, die ich bisher bei den Bauersleuten vermisst habe. Sie ließen alles laufen und gaben sich ganz in ihres Gottes Hand. Manchmal meinte ich, sie wollten gar nichts verändern.“

„Sie haben keine Ahnung vom Leben auf den Höhenhöfen“, erwiderte ich. „Das Leben ist hart und die Arbeit schwer. Da bleibt keine Zeit um nachzudenken. Da schafft man von Tag zu Tag und weiß, dass man trotzdem nur mit Glück und Gottes Segen den nächsten Winter überstehen kann. Sie kommen bestimmt nicht von einem Hof.“

„Ei, ei“, lobte Geck, „mit dem jungen Mann kann man diskutieren und das tun wir doch so gerne, nicht wahr, Lehmann.“ Ich schaute Lederstrumpf an und sah, wie Röte in seinem Gesicht

hochstieg. Lehmann hieß er also. Warum nannte Geck ihn Lederstrumpf? Was hieß diskutieren? Ich hatte so viele Fragen.

„Dann komm mal herein“, sagte Geck freundlich. „Ich denke, du bist hier am richtigen Ort und deinen Dr. Walther siehst du auch gleich.“ Er ging vor und ich folgte ihm. Lehmann blieb an der Tür stehen und holte eine Zigarre aus seiner Lederjacke.

Drinnen sah es ganz anders aus als bei uns. Geck führte mich eine Treppe hoch in ein geräumiges Zimmer. Gepolsterte Stühle standen in Gruppen in dem Raum. Vor einem Kamin lag ordentlich gestapeltes Feuerholz. An den Wänden hingen Bilder. In einer Ecke standen Männer neben Frauen, die auf den Stühlen saßen. Es waren Herrschaften, das sah man gleich. Die Frauen trugen lange Kleider und einige hatten eine ganz betonte Figur mit enger Taille und hoher Brust. Die langen Haare waren hochgesteckt, wie sie die feinen Damen der Jagdgesellschaften trugen. Eine Frau aber trug kurzgeschnittene Haare, wie ich es noch nie gesehen hatte, aber sie war recht hübsch frisiert mit einer Haarwelle über der Stirn. Sie trug ein einfach geschnittenes graues Kleid und ein kleiner Bub hielt sich an ihrem Rock fest. Ich kam aus dem Staunen gar nicht heraus und verbeugte mich, wie ich das bei hohen Herrschaften kannte.

„Das ist doch der Frieder aus der Kolonie“, erlöste mich die Stimme von Dr. Walther aus meiner schwierigen Lage. Er streckte mir die Hand entgegen und ich ergriff sie erleichtert. Dann stellte er mich den Herrschaften vor: „Liebe Hope, Genossinnen und Genossen, das ist der Frieder vom Höhenhof, vom dem ich euch erzählt habe. Diesen jungen Mann fand ich an der alten Fabrik in der Kolonie. Er träumt davon, einmal Kutscher zu werden und hofft, dass jemand kommt und seine alte Fabrik aus dem Dämmer-schlaf erlöst.“

„Das klingt ja wie ein Märchen“, sagte die junge Frau mit den kurzen Haaren.

„Ja, Hope“, bestätigte Dr. Walther, „das klingt wie im Märchen. Aber haben wir nicht schon ein Märchen erlebt? So frei wie wir uns hier in Hinterohlsbach bewegen und treffen können, ist das nicht schon wie im Märchen?“

Ich hörte Schritte auf der Treppe und sah mich um. Lehmann blieb in der Tür stehen und schaute spöttisch in die Runde.

„Nein, wir sind hier nicht im Märchen“, sagte er bitter. „Die Wirklichkeit hat uns doch lange eingeholt. Die Polizei beobachtet uns. Der junge Mann hat schon Besuch von der Polizei bekommen. Erzähl doch mal!“ Dr. Walther erschrak sichtlich und auch die anderen Herrschaften sahen mich fragend an.

„Polizei?“, fragte Hope. Ich nickte. „Nachdem Dr. Walther uns besucht hatte, kam ein Polizist auf unseren Hof und hat meinen Vater und meine Mutter ausgefragt.“

„Was wollte er denn wissen?“, fragte Dr. Walther. Ich zögerte, aber er drängte mich. „Nun sag schon!“

„Er fragte, ob wir in die Kirche gehen, ob wir den Kaiser in Berlin kennen, ob wir oft am Brandeck sind und was Sie in der alten Fabrik wollten.“

„Gesinnungsschnüffler“, schimpfte Lehmann. „Selbst hier im Schwarzwald schnüffeln sie und schreiben alles auf. Wie ich das verabscheue!“

„Nur ruhig, Lederstrumpf“, beruhigte ihn Geck. „Wir sind hier bei Offenburg und da wird alles nicht ganz so ernst genommen wie in Berlin. Was hat dein Vater gesagt?“

„Mutter hat geweint“, antwortete ich, „denn die Polizei hatten wir noch nie im Haus. Mein Vater befürchtete, dass sie mich ins Gefängnis werfen würden. Aber heute Morgen hat er gelacht und gemeint, ich solle mir doch einmal ansehen, mit wem wir es zu tun hätten.“

„Und, was wirst du zu Hause erzählen?“, fragte Geck.

„Alles feine Herrschaften, werde ich sagen“, antwortete ich und Geck lachte aus vollem Halse. Die anderen stimmten ein bisschen zögernd ein. „Vielleicht sollten wir die Polizei doch nicht so ganz auf die leichte Schulter nehmen“, sagte eine der fein gekleideten Damen. „Bei uns in Paris ...“

„Aber Klara, wir sind hier auf dem Brandeck. Da sind wir sicher. Der Franz hat sogar Urlaub aus dem Gefängnis in Offenburg bekommen, damit wir gemeinsam seinen Geburtstag feiern können. Gäbe es so etwas in Frankfurt oder Berlin?“

Die junge Frau namens Hope bekam einen schweren Hustenanfall und Dr. Walther nahm sie sofort in die Arme. Sie hielt ein Taschentuch vor den Mund und rang nach Luft. „Hope, reg dich nicht auf. Es wird alles gut. Wir sind in Sicherheit. Du kannst hier gesund werden.“ Er gab sich alle Mühe, sie zu beruhigen. Lehmann stand in der Tür und lächelte.

„Lederstrumpf“, sagte Klara, „das ist kein Grund zu lachen. Es ist so wichtig, dass unsere Frau Doktor wieder gesund wird. Du solltest die Dinge ein bisschen gelassener sehen. Man kann die Welt nicht so schnell ändern, wie wir das wollen.“

„Vorsicht, Klara“, mahnte Lehmann. „Da steht jemand und hört mit!“ Er zeigte mit seiner Zigarre auf mich.

„Der Bub wird wohl kaum verstehen, was wir meinen“, erwiderte Klara, „der ist noch ganz weg von all dem, was er sieht. Sicherlich hat er Hunger und wir diskutieren hier über Gott und die Welt.“ Ich war ganz froh, als sie das sagte, denn ich war wirklich sehr hungrig. „Komm mit in die Küche“, schlug Klara vor. „Ihr, liebe Genossen, macht euch fertig für die Kutschfahrt. Ihr habt gehört, dass der junge Mann Kutscher werden möchte. Da soll er uns doch kutschieren. Komm, junger Mann, erst einmal wird etwas gegessen. Du hast sicherlich noch nichts gehabt.“ Sie schob mich aus dem Raum und ich überließ mich gern ihrer Führung.

Wir gingen die Treppe hinunter. Im Erdgeschoss führte sie mich durch eine Tür, die mir vorher gar nicht aufgefallen war, in eine geräumige Küche. Heiße Luft schlug uns entgegen und ich zögerte einzutreten. „Komm schon“, sagte Klara, „das ist nur die große Küche für die vielen Personen, die wir hier manchmal bewirten. Das wirst du so gar nicht kennen.“ Ich zögerte immer noch, denn da klapperte jemand mit Schüsseln und Tellern. „Das ist Martha“, versuchte mich Klara zu beruhigen, „sie ist unsere Köchin, hatte früher einmal ein eigenes Gasthaus und träumt davon, wieder eins zu führen. Siehst du, jeder hat seine Träume.“

Hinten aus der Küche kam eine kräftige Frau mit einer weißen Schürze und einer weißen Haube im Haar. „Du bringst einen Gast, Klara? War alles recht?“

„Das ist ...“ Klara zögerte.

„Frieder“, stellte ich mich selber vor. „Frieder vom Spitzmüllershof in Nordrach.“

Sie sah mich erstaunt an. „Vom großen Spitzmüller der Sohn?“ Ich schüttelte den Kopf. „Nein, vom Jakob Spitzmüller. Wir bewirtschaften einen der Höhenhöfe.“

„Ein Gast aus der Kolonie?“ Jetzt war die Köchin erst recht misstrauisch.

„Dr. Walther war bei ihnen“, erzählte Klara. „Du weißt doch, dass er davon träumt eine Heilstätte zu gründen.“

„Hier ist nicht genug Wasser, sagt er“, schimpfte Martha. „Als ob man viel Wasser brauchte, um eine Heilstätte zu gründen. Man braucht gutes Essen und gute Luft.“

Klara lachte hell auf. „Ich kenne deine Träume Martha, aber Dr. Walther hat so seine eigenen Vorstellungen und davon bringt ihn keiner ab. Aber jetzt brauchen wir etwas zum Essen. Der junge Mann soll gut gegessen haben. Er wird uns kutschieren.“

Klara schob mich zum Tisch an der Wand und ich setzte mich auf einen der Stühle, ganz gespannt, wie mein Abenteuer weitergehen würde. „Kümmere dich um ihn“, sagte Klara, „ich muss wieder hoch. Die anderen warten, denn wir wollen gleich los. Wir rufen, wenn wir abfahrbereit sind.“

„Kutschfahrten“, brummte Martha. „Wollen sich für die Arbeiter einsetzen und leben wie die Fürsten. Kutschfahrten! Ob man so etwas schon gehört hätte. Fahren ohne Grund mit der Kutsche durch die Landschaft oder laufen gar herum. Wandern nennen Sie das. Soll gesund sein. Wenn man das nötige Geld und die Zeit hat ...“ Sie brummte noch ein wenig, dann wandte sie sich mir zu.

„Willst du einen Schlag Nudelsuppe?“, fragte sie.

Mein Herz machte einen Sprung, denn so etwas gab es bei uns nur an Festtagen. Ich nickte ganz erstaunt.

„Kannst ruhig den Mund aufmachen“, schimpfte sie. „Mit mir redet man ja nicht. Ich bekomme Aufträge und muss sehen, wie ich alles erfüllen kann. Ein Gast in meiner Küche!“

Aber während sie noch brummelte, hatte sie schon einen Teller geholt und schöpfte dampfende Suppe aus einem großen Topf.

So schnell ich konnte, aß ich von der heißen Suppe. Auf der Brühe lag eine dicke Fettschicht und das Brot schmeckte ganz vorzüglich. Dann kam Martha zurück. „Reiche und fette Kost befehlt Dr. Walther, damit alle gesund bleiben!“, brummte sie. „Willst du noch mehr?“ Ich nickte.

Als ich fertig gegessen hatte, knallte draußen eine Peitsche. „Raus mit dir“, sagte Martha und nahm mich am Arm. „Bist aber mager! Dein Glück, dass du bei den Herrschaften gelandet bist. Nun kutschier sie durch den Wald.“

Ich stand rasch auf und ging zur Tür. „Danke“, sagte ich, „Vergelt's Gott!“ Sie lachte. „Das sagt hier niemand, aber das wirst du auch noch lernen.“

Ich öffnete die Küchentür, schloss sie sorgfältig hinter mir und ging zur Haustür. Als ich die Tür öffnete, hörte ich schon die Pferde schnauben. Wieder machte mein Herz einen Sprung vor lauter Freude. Pferde! dachte ich. Keine Kühe vor dem Pflug, Pferde vor einer Kutsche! Zwei Warmbluthengste waren vor einen großen Wagen gespannt mit Bänken darauf, wie bei einer Auerhahnjagd!

„Auf den Bock, junger Mann“, rief Dr. Walther, „wir wollen losfahren!“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und bestieg den Kutschbock. Dort saß bereits ein älterer Mann mit langem grauen Bart. „Kurt, es geht los!“, sagte Geck, der auf der ersten Bank hinter dem Kutscher Platz genommen hatte. Er trug einen großen schwarzen Hut auf seinen langen Locken. Der Kutscher schnalzte mit der Zunge und die Pferde zogen an. Ganz lässig hielt er die Leinen in der Hand, denn die Tiere kannten den Weg. Da entdeckte ich im nahen Gebüsch einen Mann. Er hatte einen Schreibblock auf den Knien und schrieb eifrig etwas auf.

Kurt sah meinen Blick. „Nicht hinschauen, Polizei“, mahnte er und hatte eine richtige Verschwörerminne. Natürlich, dachte ich und konnte doch nicht vermeiden, noch einmal hinzublicken. Da bemerkte ich aus den Augenwinkeln, wie Lederstrumpf aus dem Hause trat. Man sah ihn nur einen winzigen Augenblick, dann war er schon verschwunden. Meine Augen suchten ihn, aber er war nicht mehr zu entdecken. „Schau nach vorn“, mahnte

Kurt. „Die Herrschaften sehen es gar nicht gerne, wenn man zu viel beobachtet.“

Er hatte sehr wohl gesehen, was auch mir nicht entgangen war. Die Pferde gingen ruhig den Hang hoch, der Wagen schaukelte auf dem Weg. Ich fühlte mich wie im Paradies. Die Leute hinter uns im Wagen begannen zu sprechen.

„Lehmann ist fort, um die rote Feldpost zu holen?“, fragte Hope und hatte wohl ganz vergessen, dass ich ja dabei war.

„Niemand kann das so wie er“, sagte Geck. „Die Polizei glaubt, wir würden den *Vorwärts* hier oben drucken!“ Er lachte, dass es von den Bäumen widerhallte. „Lehmann holt die Zeitungen und bringt sie zur *Linde*. Wir verteilen hier ein wenig und damit lenken wir die Polizei auf eine falsche Spur.“

„Ihr seid leichtsinnig“, meinte Klara, „wir sollten die Polizei nicht bewusst auf uns aufmerksam machen.“

„Besser sie schnüffeln hier, als dass sie nach Offenburg kommen und herausfinden, wie wir von Zürich über Basel unsere Zeitungen ins Land bringen. Die Menschen brauchen Aufklärung. Der Arbeiter wird ausgebeutet und weiß es nicht einmal. Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!“

„So sagt es Engels“, ließ sich Hope vernehmen. „Wie oft denke ich an London und wie frei wir dort leben konnten. Marx und Engels wohnten ganz in unserer Nähe.“

Ich hörte Dr. Walthers ruhigen Bass. „Meine liebe Hope, das ist alles lange her. Wir hatten uns doch entschieden, in Deutschland zu leben und hatten in Frankfurt eine gute Praxis aufgebaut. Nun sind wir hier und doch glücklich. Unser Heinz liebt den Schwarzwald und für die kleine Mara ist es auch besser so. Wir konnten doch nicht in Frankfurt bleiben.“

Hope hustete und ich musste nicht hinsehen um zu wissen, dass sie sich wieder ihr Taschentuch vor den Mund hielt.

„In Frankfurt wurde es zu gefährlich für uns, so gern ich dort meine Praxis weitergeführt hätte. Die Sozialistengesetze ließen uns keine Wahl. Bismarck hat damals die Ausweisung aller Sozialisten angeordnet. Sollte ich warten, bis wir verhaftet würden? Ein Gefängnisaufenthalt wäre für dich tödlich gewesen. Ich war

lange genug im Gefängnis, um die Freiheit hier zu genießen.“ Seine Stimme hatte einen harten Klang angenommen.

„Otto, niemand will dir etwas. Wir wissen, wie sehr du für die Sache gelitten hast“, sagte eine junge Männerstimme. „Ich bin so froh, heute bei euch zu sein. Redet jetzt nicht vom Gefängnis! Morgen muss ich nach Offenburg zurück. Ich bin glücklich, den Mauern einen Tag lang entkommen zu sein.“

„Lasst uns singen!“, schlug Klara vor und wartete nicht lange auf die anderen. Mit ihrer hellen Stimme begann sie: „Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten. Sie fliegen vorbei wie nächtliche Schatten ...“ Die anderen fielen ein. Wunderschön klang es durch den Wald.

So etwas hatte ich noch nie gehört. Ja, ich sang gern bei der Arbeit, was mir gerade einfiel. Mutter sang, wenn sie im Garten war. Dann erklangen Marienlieder, aber mit dem Älterwerden war sie viel stiller geworden. Doch dass die Gedanken frei sind, darüber hatte ich noch nie nachgedacht. Es stimmte! In den Kopf konnte niemand hineingucken, auch wenn man das noch so gerne wollen würde. Weshalb war mir das nicht schon früher in den Sinn gekommen? Ich konnte doch denken, was ich wollte, wen ging das was an? „Die Gedanken sind frei“, summte ich vor mich hin und hatte gar nicht bemerkt, dass die anderen alle ganz still geworden waren.

„Der Bursche lernt aber schnell“, meinte Geck und ließ wieder sein helles Lachen ertönen. „Ich bin sicher, daran hat er noch nie gedacht!“ Ich sah mich um und lachte mit ihm.

„Nein, auf solche Gedanken bin ich noch nicht gekommen“, bestätigte ich. „Da seht ihr, wie wichtig es ist, dass wir den Menschen neues Gedankengut bringen“, ereiferte sich der junge Mann, der Urlaub vom Gefängnis hatte, „sie müssen begreifen, dass sie ein Recht auf eigene Gedanken haben. Die Arbeiterschaft kann sich nur befreien, wenn sie international zusammenarbeitet. Nur die Internationale kann die Welt verändern!“

„Aber Wilhelm“, mahnte Dr. Walther, „keine Aufregung und keine politischen Ansprachen. Wir wissen alle, wie du denkst,

aber die Bäume kannst du nicht belehren, sie stehen da und rühren sich nicht von der Stelle!“

„Aber wir müssen das Bewusstsein der Menschen verändern. Sie müssen lernen, dass sie eine Stimme haben, dass sie ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen können.“

Wir fuhren einen Teil des Weges zurück, den ich gekommen war. Aber am Mooskopf bogen wir ab, um auf die höchste Stelle zu fahren. „Dort oben hat man eine herrliche Aussicht über das ganze Land!“, sagte Geck. Ich sah ein wenig neidisch auf die kräftigen Hände von Kurt, die mit ganz leichten Bewegungen den Pferden über die Leinen die Richtung angaben. Ein sanfter Zug und beide Pferde bekamen das Signal nach rechts oder links zu fahren. Ließ er die Leinen locker, dann liefen die Pferde schneller, zog er sie an, wurden die Tiere langsamer.

„Ja, schau genau hin, wie ich das mache“, erklärte mir Kurt. „Nur so kannst du etwas lernen. Augen auf, mein Junge!“

Das wusste ich schon, dass man mit offenen Augen durch die Welt gehen musste, um etwas zu lernen. Deshalb war ich doch auch auf das Brandeck gegangen! „Dort an dem dicken Baum halten wir“, rief Geck, „den Rest der Strecke können unsere Damen auch bewältigen.“ Wieder begleitete er seine Ausführungen mit einem Lachen.

„In Sachen Frauen bist du aber ein Konservativer“, sagte Hope und alles lachte. „Wir Frauen können ebensoviel wie ihr Männer. Man nennt uns das schwache Geschlecht, aber wir werden nur daran gehindert, unsere Möglichkeiten voll auszuschöpfen. Ihr zwingt uns in enge Kleider, damit wir nicht mit euch um die Wette laufen können. Ihr zwingt uns, hohe Schuhe zu tragen, damit wir nur kleine Schritte machen können.“

„Aber Hope“, beschwichtigte Klara, „für die Mode kann Genosse Geck nun wirklich nichts. Wir werden doch nicht gezwungen, jede Modetorheit mitzumachen. Frauen wollen gefallen. Das ist nun einmal so. Deshalb zwingen wir uns in die engen Kleider und lassen uns schnüren, bis wir keine Luft mehr bekommen, um eine schlanke Taille zu haben. Nicht jede von uns mag nun einmal Hosen tragen wie ein Mann oder weite Reformkleider. Wir

legen uns das Mieder selber an, aber es kleidet auch, oder?“ Ich musste nicht hinsehen um zu wissen, dass sie sich erhoben hatte und ihre schlanke Taille zeigte. Klara sieht wirklich gut aus, dachte ich. Hope wirkte in manchen Dingen wie ein Mann, aber ich mochte auch sie. Sie war etwas ganz Besonderes. Sie hatte ihren eigenen Kopf und nicht nur ein hübsches Köpfchen mit einem bezaubernden Hut. Ich hätte nicht sagen können, wer mir besser gefiel, so wenig wie ich hätte sagen können, welches von den beiden Pferden, die unseren Wagen zogen, mir mehr zusagte. Mal zog ich das Pferd mit der langen hellen Mähne vor, weil es so starke Muskeln zeigte und sich kräftig ins Geschirr legte, manchmal das schlankere Pferd mit der dunklen Mähne auf der linken Seite, das zwar nicht ganz so kräftig war, aber dafür hin und wieder die Richtung angab.

Kurt bemerkte, wie interessiert ich die Tiere betrachtete, und fragte: „Für welches würdest du dich entscheiden? Für das mit der langen Mähne oder das Kurzgeschorene?“

Ohne groß nachzudenken antwortete ich: „Das eine zieht den Karren, aber das langmähnige gibt den Ton an. Ich glaube, im Gespann bestimmt es die Richtung.“ Natürlich hatten alle meine Ausführungen gehört und bezogen sie auf Klara und Hope.

Geck lachte und schlug sich auf die Schenkel, dass es nur so krachte. „Otto, da hast du uns einen prächtigen Burschen angebracht!“

„Und ihr lacht auf seine Kosten“, schimpfte einer der Männer. „Überall in der Welt lachen die Reichen über die Unwissenheit der Armen und sind doch so sehr auf sie angewiesen. Ich finde es schlimm, dass wir uns genauso benehmen.“ Kurt zog die Bremse an und der Wagen hielt.

„Habe ich etwas Falsches gesagt?“, fragte ich unsicher.

„Nein“, antwortete Kurt. „Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, junger Mann, deshalb lachen sie. Runter vom Wagen. Man hilft den Damen.“

Ehe wir aber unseren Kutschbock verlassen hatten, war auch schon die ganze Gesellschaft ausgestiegen. Sie gingen in Gruppen an der Eiche vorbei zu einer kahlen Kuppe.

„Geh mit, von da sieht man Offenburg“, schlug Kurt vor, „ich war schon oft genug dort.“ Schnell eilte ich den Leuten nach und schaute mich um. Die Kuppe des Mooskopfes war waldfrei und man hatte eine wunderbare Aussicht über die Rheinebene. Wenn ich allein hergekommen wäre, dann hätte ich die Waldwiese gesehen, die noch niemand gemäht hatte, obwohl wunderbar weiches Gras dort stand, aber nicht die Stadt Offenburg.

Der Mann, der eben so für mich eingetreten war, kam zu mir. „Liebe Genossen“, sagte er, „ich möchte euch zeigen, wie anders ein Bauernbursche denkt als wir und wie sehr die Menschen einer politischen Belehrung bedürfen.“ Dann fragte er mich: „Frieder, darf ich dich etwas fragen?“ Ich nickte und kam mir vor wie bei unserem Heckenlehrer. „Was siehst du, Frieder? Was gefällt dir?“

„Eine Waldwiese, die noch niemand geerntet hat“, antwortete ich, „daraus könnte man prächtiges Heu machen. Ich sehe weiches Gras und die Trespe am Waldrand. In der Wiese blüht der Bärwurz, der für unsere Kühe gut wäre. Wem gehört die Wiese? Kann man das Gras ernten?“

„Ihr geht wildheuen?“, fragte er. „Ihr holt Gras, auf das niemand Anspruch hat, um eure Tiere durch den Winter bringen zu können?“

„Ja“, sagte ich. „Das ist eine meiner Aufgaben. Unsere Wiesen und Felder sind zu klein, um uns ernähren zu können.“

„Was sehen wir, meine Damen und Herren? Wir sind hier wegen der schönen Aussicht. Wir sind hier, weil wir nach Offenburg und Straßburg schauen und weil wir in die weite Welt sehen möchten. Wir wollen die Welt verändern und verbessern. Komm, Frieder, schau einmal!“ Er legte seinen Arm um meine Schultern und führte mich an eine Stelle, von der aus man ganz weit ins Land schauen konnte. „Da liegt Offenburg“, sagte er. „Siehst du die vielen Häuser und den Rauch, der aufsteigt? Dort liegen Fabriken und darin arbeiten Menschen. Von morgens bis abends müssen sie schuften und haben doch kaum genug Geld, um ihre Familien zu versorgen. Sie sehen die Sonne nicht und sie spüren nicht den Wind um die Nase. Sie kennen nur ihre Arbeit. Wir wollen, dass sie auch einmal in die Natur fahren können, dass sie auch einmal einen freien Tag haben, dass sie einmal durchatmen können.“

Ich wunderte mich sehr. „Die Menschen kommen nie heraus?“ „Nein“, sagte er. „Sie müssen arbeiten. Sie haben keine Zeit dafür.“

Ich sah ihn erstaunt an. „Ich muss auch arbeiten, von Sonnenaufgang bis zum Abend. Wenn die Sonne untergeht, dann essen wir, wenn der Garten etwas hergegeben hat.“

„Sonntags gehen wir gewöhnlich in die Kirche. Da gibt es ein wenig Ruhe, sagt Vater. Er schläft meist in der Kirche ein. Vielen passiert das so, wenn der Pfarrer lange predigt.“ Es war ganz still um uns geworden und die Männer und Frauen sahen mich betreten an. „Uns geht es sehr gut“, sagte Geck. „Ich glaube, manchmal sehen wir das gar nicht. Wir fühlen uns eingesperrt und verfolgt. Der junge Mann hat uns die Augen geöffnet. Wir sind frei, Genossen. Wir können in die Landschaft hinausfahren. Wir können über das Land schauen und müssen nicht so hart arbeiten, um leben zu können.“

„Wir sind Handwerker, Adolf, vergiss das nicht“, sagte ein junger Mann mit einem Schnauzer und einem Hut auf dem Kopf. „Wir haben uns kleine Betriebe aufgebaut. Unterschätzen wir nicht, was wir geleistet haben. Heute haben wir uns frei genommen, weil wir einen Grund haben zu feiern, aber sonst sind auch wir nur Rädchen in einem großen Getriebe.“

„Wenn das Kapital gerechter verteilt wäre, dann könnten alle Menschen besser leben, Anton Fendrich“, ereiferte sich Geck. „Nicht nur in Offenburg oder im Rheintal. In anderen Städten und Ländern wird der Arbeiter noch gnadenloser ausgebeutet. War es nicht in Frankfurt auch so? Bist du nicht deshalb Sozialdemokrat geworden, weil du die Ungerechtigkeiten in der bürgerlichen Gesellschaft nicht mehr ertragen hast, Otto?“

Dr. Walther antwortete sehr ernst: „In Frankfurt habe ich das Elend der Arbeiter gesehen. Hope ging in die Armenviertel. Wir haben viele Menschen umsonst behandelt, weil sie nicht bezahlen konnten. Ich bin Sozialdemokrat geworden und habe für den Stadtrat kandidiert, um den Armen eine Stimme zu geben. Dann wurde Hope krank und hatte keine andere Heilungschance als die Höhenkur, die Dr. Brehmer entwickelt hat. Er hatte bei einem

Aufenthalt im Himalaya bemerkt, dass seine Tuberkulose ausheilte. Aus seinen Erfahrungen hat er die Höhenkur entwickelt und bietet jetzt in der Schweiz Kuren in den Bergen an. Aber so weit konnten wir nicht fahren. Hier sind wir auf 900 Meter Höhe. Das Klima ist gut. Wie gerne würde ich in dieser Gegend eine Klinik aufbauen und Menschen gesund werden lassen. Ja, die bürgerliche Gesellschaft ist ungerecht. Sie gibt dem Erfolgreichen Recht und vergisst die Vielen, die unter die Räder kommen.“

„Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!“, zitierte Adolf. „Die Weltrevolution, die Gründung der Internationalen ist wichtig, dann kann uns ein einzelner Kanzler nicht mehr stoppen.“

„Ich bin Ärztin geworden, um den Menschen zu helfen“, erklärte Hope. „Menschen gibt es überall, ob auf den Höhenhöfen des Schwarzwaldes, wo sie mit der Natur leben, wie uns Frieder erklärt hat, oder als Arbeiter in der Stadt. Es geht nur um den Menschen, ob Mann oder Frau.“ Sie hustete wieder heftig und hielt sich das Taschentuch vor den Mund.

„Auch mir geht es um den Menschen“, bestätigte ein kleiner Mann mit dicker Brille. „Ich bin nur ein kleiner Schneidermeister, aber ich bezahle meine Angestellten angemessen. Ist es da so schlimm, dass ich auch verdiene, weil ich meine Waren gut absetzen kann? Als Unternehmer ist man das Pferd, das den Wagen zieht. Auch das müssen die Menschen verstehen. Ohne uns kann die Wirtschaft nicht gedeihen. Mir geht es besonders um das Stimmrecht. Ich möchte mitreden dürfen. Aber da verwehrt man uns die Grundrechte. Deshalb bin ich Sozialdemokrat. Ich verstehe den Bismarck nicht. Warum wehrt er sich so sehr gegen die Menschenrechte?“

„Wir wissen, wie du dich einsetzt, Alfred“, sagte Adolf. „Meine Unterstützung hast du, denn wir müssen zusammenhalten, gerade jetzt, wo Bismarck die Sozialistengesetze erlassen hat. Plötzlich werden wir von der Polizei beobachtet und verfemt. Mich ärgert das gewaltig und deshalb komme ich gern nach Hinterohlsbach. Auch wegen der guten Luft, Genossen, auch deswegen! Man müsste den Menschen beibringen, dass sie auch in die Natur gehen müssen.“

Nur dort kann man gesunden. Seht euch die Bauern an, die in der Natur leben. Sie sind nicht krank.“

„Doch“, widersprach ich, „natürlich sind wir auch manchmal krank. Dann nehmen wir die Heilmittel aus der Natur.“ Hope hustete und ein Mann unter den Genossen hustete auch. „Wir kennen auch ‚den weißen Tod‘, der Tiere und Menschen befällt“, fuhr ich fort. Hope erschrak, als ich die Krankheit beim Namen nannte.

„Man kennt die Tuberkulose auch hier?“, fragte sie.

„Sie ist überall, wo die Luft nicht sauber ist, wo es Staub und Schmutz gibt, wo die Luft voller Rauch ist, wo es an Wasser und Hygiene fehlt“, erklärte Dr. Walther. „Ich habe das Haus von unserem Frieder gesehen. Es ist ein einfaches Rauchhaus, wie es im Schwarzwald viele gibt, aber seine Eltern sind rechte Leute. Zur Heilung der TB ist neben frischer Luft auch gutes Essen notwendig. Frische Luft haben wir genug jetzt gehabt. Gehen wir zu unseren ‚verschwiegenen Bauersleuten‘ und vespere dort! Wir leben hier in Hinterohlsbach in einer wunderschönen Gegend und da sind wir sicher.“

„Die Polizei beobachtet uns auch hier“, warnte Anton. „Hinter jedem Baum kann ein Polizist stehen.“ Geck lachte. „Dazu gibt es hier zu viele Bäume!“ Ich bewunderte, wie er immer wieder eine fröhliche Stimmung bringen konnte.

Wir gingen zum Wagen zurück.

„Was hat Karl Lehmann, unser Naturbursche, vor?“, fragte jemand. „Er bringt den *Vorwärts* und den *Sozialdemokraten* zum Brandeck, damit wir uns informieren können, aber auch damit wir einige Zeitungen verteilen können, um die Polizei irre zu führen. Wenn ihr nach Offenburg und in eure Heimatstädte zurückkehrt, dann nehmt Zeitungen mit und verteilt sie. Nur so können wir die Gedanken der Sozialdemokratie verbreiten. Es lebe die Sozialdemokratie!“ Er rief den letzten Satz und reckte dabei die Faust in die Höhe. Begeistert stimmten die anderen mit ein. Auch ich ließ mich mitreißen und hielt die Faust hoch.

Als ich wieder auf dem Bock saß, fragte mich Kurt: „So bist du nun auch einer von ihnen?“ Er zeigte mit dem Kopf nach hinten

zum Wagen. „Ich weiß es nicht“, antwortete ich. „Sie mögen mich und sie nehmen mich so, wie ich bin.“

„Es sind reiche Leute“, sprach Kurt ganz leise weiter. „Irre dich nicht, wir sind kleine Leute. Sie kämpfen für uns, aber wir gehören nicht zu ihnen.“

Die Pferde zogen an, Hope und der Mann husteten, die anderen lachten und redeten durcheinander, unsere Pferde kannten den Weg und ich war restlos glücklich. „Möchtest du einmal die Leinen halten?“ Ich nickte ganz begeistert. Er gab mir die Lederbänder in die Hand und zeigte mir, wie man sie hält. „Wir fahren nach dem Achenbach'schen Fahrsystem. Bei der Grundhaltung liegt die linke Leine über dem Zeigefinger der linken Hand, die rechte Leine liegt zwischen Mittel- und Zeigefinger der linken Hand, beide Enden nach unten durchhängend. Die drei unteren Finger der linken Hand schließen fest um die beiden Leinen. Daumen und Zeigefinger sind leicht geöffnet. Die linke Faust steht senkrecht, etwa eine Handbreit von der Leibesmitte, so dass der Ober- und Unterarm einen rechten Winkel bilden. Das überhängende Ende der Leine hängt außen am linken Oberschenkel herunter. Die volle rechte Hand umfasst die Peitsche etwa 10 bis 15 cm über dem Stockende und steht eine Handbreit neben der Linken. Die Peitschenspitze zeigt dabei nach links, vorwärts aufwärts. Der Fahrer sitzt aufrecht auf dem Bock. Die Blickrichtung ist frei geradeaus. Die Hacken der Füße sind zusammengenommen, die Fußspitzen so weit auseinander, dass sie einen halben rechten Winkel bilden und die Knie leicht geöffnet sind. Die Leinenhaltung in der linken Hand wird nie aufgegeben!“, erklärte er mir. „Die Leinen dürfen dir nicht aus der Hand rutschen. Ziehst du nach rechts, dann gehen die Pferde nach rechts, ziehst du nach links, dann gehen sie nach links.“

Ich schlang die Leinen um meine Hand, wie er es mir erklärt hatte. Kurt korrigierte immer wieder, bis ich die Leinen richtig hielt. Sie lagen ganz locker in meinen Händen, aber dann war die Versuchung doch zu groß und ich zog ein bisschen nach rechts. Das blonde Pferd ging brav nach rechts auf den Waldrand zu, das schwarze zögerte und lenkte den Wagen auf die Straße zurück.

Kurt lachte. „Siehst du“, sagte er, „die Pferde denken mit. Sie kennen die Wege und gehorchen nicht blind einem Befehl.“

„Das kenne ich“, bestätigte ich, „auch unsere Kühe wissen genau, was sie wollen. Manchmal muss man sie überreden, wenn man sie vor dem Pflug hat.“

„Dann kennst du dich ja schon ein wenig aus. Gib mir die Leinen zurück, denn jetzt geht es bergab und da muss ich den Pferden Hilfen geben.“ Ungern gab ich die Leinen ab und schwor mir, dass ich unbedingt Kutscher werden würde. Bestimmt gab es eine Möglichkeit, wenn Dr. Walther erst die Fabrik gekauft hatte.

„Hope, hast du an unsere Freunde in London geschrieben und ihnen erzählt, wie herrlich es hier ist?“, fragte Dr. Walther seine Frau.

„Ja, Otto“, antwortete sie, „ich weiß doch wie wichtig es ist, dass wir Gäste bekommen, die hier im Schwarzwald gesund werden wollen. Ich finde deine Ideen großartig.“

„Von überall sollen sie kommen“, ereiferte sich Geck. „Nur so können wir die Idee der Internationalen voranbringen, gerade in einer Zeit, in der das nationale Denken so zunimmt. Es stimmt mich schon bedenklich, wie sehr unser neues Deutsches Reich in der internationalen Politik mitmischen will. Wir sind ein ganz junges Reich, das sollten wir nicht vergessen.“

„In Frankreich sieht man es mit Sorge“, sagte Anton. „Wir erleben das hier im Grenzgebiet deutlicher als die Herren in Berlin.“

Wir fuhren den Berg hinunter und ich war doch sehr erstaunt, als wir den Bauernhof ansteuerten, auf dem ich nach dem Weg gefragt hatte. Mit großer Selbstverständlichkeit fuhr Kurt in den weiten Innenhof, wo der alte Mann nun auf einer Bank saß. Er schien zu schlafen, aber als er die Pferde hörte, kam Leben in ihn und er lief schneller zu uns, als ich ihm das zugetraut hätte. „Wollen die Herrschaften bei uns einkehren?“, fragte er und sah mit listigen Augen auf die feine Gesellschaft auf dem Wagen.

„Aber Johann, wir sind es doch“, rief Geck. „Sag dem Bauern Bescheid, dass wir hier sind.“

„Ach der Sozi – Geck“, stammelte der Alte. „Nein, ich sage nichts der Polizei. Ich sage nichts!“

„So viel zum Thema verschwiegene Bauersleute. Lasst uns rein-gehen! Wir wollen feiern!“ Er sprang vom Wagen und alle stiegen aus. Die Bauersfrau und der Bauer traten aus dem Haus, scheuchten Mägde und Kinder an die Arbeit und begrüßten uns.

„Wir freuen uns, dass die Herrschaften uns beehren“, sagte der Bauer und verbeugte sich.

„Aber Genosse“, reklamierte Geck, „vor Genossen verbeugt man sich doch nicht. War die Polizei wieder da?“

Der Bauer und seine Frau wechselten einen schnellen Blick. „Nein, hier war niemand. Der Lehmann ist schon da. Die gewünschten Zeitungen sind im Stroh versteckt.“ Dann entdeckte sie mich und wurde für einen kurzen Augenblick verlegen.

„Danke, dass Euer Bub mich zum Brandeck geführt hat“, sagte ich fröhlich.

„Ihr habt einem Fremden den Weg gewiesen?“, fragte Geck. „Das ist aber nicht nach unserer Abmachung.“

„Der Bursche wollte zu Dr. Walther“, verteidigte sich die Frau, „da dachte ich, es sei schon in Ordnung, ihm zu helfen.“

„In dem Falle ja“, beruhigte sie Geck, „da habt Ihr recht gehandelt, aber seid vorsichtig mit dem, was Ihr sagt.“

„Wir sagen nichts“, stammelte der Alte.

„Dann gehen wir jetzt ins Haus“, schlug Geck vor, „denn wir haben ja etwas zu feiern.“

In der großen Stube war alles gerichtet. Die Mägde hatten sich wirklich sehr beeilt. Die Tische waren zusammengeschoben worden und in der Mitte stand ein Aschenkuchen, wie es ihn bei uns ganz selten gab. Dazu standen Gläser und einige Flaschen Wein bereit.

Wieder wurde eifrig diskutiert. Da kam auch Lehmann herein. Seine Lederkleidung war voller Stroh und in den Haaren hingen noch Blätter. Geck erhob sich sofort. „Karl, gab es Schwierigkeiten?“, fragte er. Lehmann verneinte. „Die Zeitungen waren bereits in Ohlsbach. Es gibt viele Leute, die unsere Sache unterstützen. Ich habe einen Stapel der Neuausgabe weitergegeben, damit sie in den kleinen Orten verteilt werden. Die Menschen müssen wissen, um was es geht. In Offenburg gibt es jetzt jeden Tag eine

Militärparade. Jeder, der eine Uniform trägt, meint schon, er sei etwas Besonderes, es ist nicht auszuhalten. Mein Vater drängt, ich solle nach Offenburg zurückkommen.“ Er trat an den Tisch und stellte sich hinter den Stuhl von Hope. „Du kannst nicht immer Naturbursche bleiben“, sagte Geck, „wir sind ja nicht im Wilden Westen.“

„Vielleicht sollte ich tatsächlich auswandern. Dort in Amerika gibt es die Freiheit, die wir hier vergeblich suchen!“, antwortete Lehmann. Hope reichte ihm ein Glas Wein. Er bedankte sich, hob das Glas und sagte: „Auf die Freiheit!“ Den Trinkspruch nahm man gerne auf. „Auf die Freiheit!“

Begeistert hob auch ich mein Glas und sprach mit: „Auf die Freiheit!“

Als ich nach zwei Tagen auf den Hof zurückkam, fragte Vater, wo ich so lange geblieben sei. Mutter aber umarmte mich, als hätte sie nicht mehr damit gerechnet, mich je wiederzusehen. Dann beruhigte Vater sich und fragte: „Wird Dr. Walther die alte Fabrik kaufen?“

„Dr. Walther und seine Freunde sind reiche Leute“, erzählte ich, „sie setzen sich für die Rechte der Arbeiter ein und helfen den Armen und Kranken. Dr. Walther will eine Klinik aufbauen, in der Lungenkranke gesund werden sollen, denn seine Frau ist auch krank. Dazu braucht er viel Wasser. Der Ohlsbach führt nicht genug Wasser, aber unser Klausenbach und der Dörrenbach verfügen über genügend Wasser. Wo früher die Flößer gewohnt und das Wasser gestaut haben, dort will er seine Klinik bauen.“

„Am Gasthaus Anker hatten sie einen kleinen Stausee und unten im Tal einen ganz großen“, bestätigte Vater. „Das waren noch Zeiten, als die Flößer hier waren. Damals galt die Kolonie etwas. Aber sie sind alle fort. Man hat uns vergessen und will uns nicht. Niemand fragt, wie wir unser Leben hier fristen. Unsere Kinder sind fort und der Letzte, der uns geblieben war, lässt uns nun auch allein!“

Ich war zu lange in Ohlsbach und die beiden alten Leute waren wieder ins Grübeln gekommen. Ich setzte mich an den Tisch,

als sei nichts geschehen. „Mutter bring mir Brot und Milch! Ich habe Hunger!“, bat ich.

„Gib ihm Speck und einen Schnaps dazu“, sagte Vater und grinste. So kannte ich ihn: Erst schimpfen und dann die Katze aus dem Sack lassen! „Die alte Fabrik ist für eine Klinik nicht geeignet“, meinte er. „Mit dem Vogt habe ich gesprochen. Er schlägt vor, dass wir Dr. Walther das Gasthaus Anker anbieten. Das Gebäude steht seit sieben Jahren leer und ist zum Verkauf freigegeben. Bisher will es niemand haben. Das wäre das Richtige für den reichen Doktor! Wir beide sollen es uns vorher mal anschauen und sehen, ob noch alles in Ordnung ist.“ Er strahlte übers ganze Gesicht. Sicher hatte der Vogt schon einiges springen lassen, denn Vater wusste Gelegenheiten schon zu nutzen. Da besaß er Bauernschläue und träumte nicht von einer Weltrevolution.

„Iss mein Junge! Morgen schauen wir uns das Gasthaus erst mal an.“

„Aber das Heu“, wandte ich ein. „Auf dem Mooskopf gibt es eine wunderbare Wiese, die niemand gemäht hat.“

„Pappalapapp“, sagte Vater. „Ich habe meine Verbindungen und da brauchen wir kein Wildheu mehr. Ich sage es den anderen. Dein Bruder Andreas kommt auf den Hof. Er hat Probleme mit der Lunge wegen des Staubes in der Keramik. Es ist immer dasselbe: Die Jungen gehen in die Keramikfabrik, um zu arbeiten und Geld zu verdienen, und dann kommen sie zurück, wenn sie keine Luft mehr bekommen. Wir müssen es anders machen. Kutscher willst du werden? Warum denn nicht? Auch die anderen aus der Familie freuen sich auf Arbeit. Dr. Walther kann uns allen helfen.“

In der folgenden Nacht wälzte ich mich auf meinem Strohsack herum. So viele Eindrücke hatte ich gesammelt und so viele Menschen kennengelernt. Ich war hin und her gerissen von der Liebe zur Heimat und der Sehnsucht in die Ferne. Ob ich mich den Sozialdemokraten anschließen sollte? Vielleicht konnte ich mit Lehmann die *Rote Feldpost* verteilen. Dann würde ich auch Klara wiedersehen und Frau Dr. Hope, die mich sehr beeindruckt hatten.